

Positionalität

Katrin Singer und Michel Keding

Über Politische Ökologien zu schreiben, heißt über die Welt zu schreiben und über die großen Fragen, die sich damit auf tun. Tun wir dies von einem machtkritischen Standpunkt aus, interpretieren wir die Welt als von → Machtverhältnissen durchsetzt. Doch auch dieses Interpretieren läuft Gefahr, eine vermeintliche Draufsicht vorzunehmen – was bei einer westlich-objektivistischen Prägung nicht weiter verwunderlich wäre. Es ist aber essentiell, sich der eigenen Perspektivität bewusst zu werden: Alles Wissen, alles Deuten und Schreiben ist immer auch verkörpert, perspektivisch, hat einen spezifischen Ursprung und Sprechort. Was bedeutet es, situiertes Wissen zu produzieren? Wie kann Positionierung gelingen, ohne dass wir uns als Schreibende selbst darin verheddern? Im folgenden Dialog versuchen wir eine Annäherung.

Anmerkung zur Lesbarkeit: Da ein Dialog normalerweise über die gesprochene Sprache funktioniert und wir uns auf eine solche komplexe Art und Weise, wie es in diesem Text erfolgt, nie unterhalten würden, haben wir uns zur besseren Lesbarkeit eine Art Untertitel überlegt, die wir nach unseren Vornamen jeweils in eckigen Klammern auf führen.

Katrin:

[Positionalität und feministische Epistemologien]

Die Auseinandersetzung mit Positionalität ist für mich keine einfache, denn sie zieht Fragen nach sich, unter welchen Konditionen meine Position geformt wird und wie sich diese zu Herrschaftspraktiken verhält. Sie fordert mich dazu auf, fühlend nachzudenken, wer ich bin und wie ein Abbild meines ›akademischen Ichs‹, das Wissen schafft, sich darstellen lässt (Facio/Lara 2014). Mein Körper-Geist-Wissen zu situieren bzw. diesem einen Ort zuzuweisen, ist *katrinverändernde* Arbeit, die mich blockiert, hemmt, fordert und zum Zweifeln bringt – jedes Mal aufs Neue werde ich dadurch umgewühlt, durchgewühlt und jedes Mal fragmentarischer zusammengesetzt. Das ist gut und wichtig; da es für mich das Chaos und die Orientierungslosigkeit darin braucht, um mich neu orientieren und damit positionieren zu können und zugleich ist es ein sehr individueller Weg.

Nun sitze ich hier, Michel, schau auf unsere Positionalität und frage mich, wie diese und all die unzähligen weiteren Möglichkeiten der Positionierung auf dieser Welt sich wissenschaftlich übersetzen und verorten lassen, ohne diese zu universalisieren, zu ›entkörpern‹ und dadurch zu reduzieren. Es ist kein neuer Zugang für uns, den wir

beide hier diskutieren. Unser beider Blick auf Positionalität, auf → Körper, auf Wissen und Wissenschaft verortet sich in einer plural zu lesenden feministischen Epistemologie. Zu diesem doch etwas sperrig anmutenden Konzept teilt Mona Singer (2008: 285) einen relativ gut zugänglichen Erklärungsversuch. Dabei wird die Kant'sche Frage der Erkenntnis »Was können wir wissen« exemplarisch analysiert und das darin vorhandene ›Wir‹ auf den Prüfstand gestellt. Wen umfasst dieses ›Wir‹ und wer wird davon exkludiert? Von welcher Position aus (geografisch, körperlich, intersektional, wissenschaftstheoretisch, historisch) artikuliert sich dieses ›Wir‹? Wie stellt dieses ›Wir‹ zugleich auch eine Ordnung des Wissens selbst her und ist, sowohl in der Praktik des Erkennens als auch im Produkt des Wissens, durchdrungen von Macht? Die geschichtliche Genese der Erkenntnistheorie wird selbst zum Umstand der Untersuchung und durch machtkritische Formen feministischer Epistemologie erweitert. Oder wie es Patricia Hill Collins formuliert:

»Sie [feministische Epistemologie] untersucht die Standards, die verwendet werden, um Wissen zu bewerten oder warum wir glauben, was wir für wahr halten. Weit davon entfernt eine unpolitische Studie der Wahrheit zu sein, weist Epistemologie darauf hin, wie Machtverhältnisse formen wem geglaubt wird und warum [...]. Die Ebene der Epistemologie ist wichtig, weil sie bestimmt, welche Fragen untersucht werden sollten, welche Interpretationsrahmen für die Analyse der Ergebnisse verwendet werden und welchen Nutzen das daraus resultierende Wissen hat« (Hill Collins 2000: 252, eigene Übersetzung).

Michel:

[Monohumanismus]

Das sind spannende Überlegungen, die du da anstellst, Katrin, und ich kann dein Unwohlsein gut nachempfinden – zumal darin ja auch ein Widerspruch liegt: Denn uns bewegt ja die Erkenntnis, dass wir auf vielen Ebenen privilegierte Leben führen, wodurch wir viele leidvolle Erfahrungen nie machen mussten. Das eigene Unwohlsein ist vor dem Hintergrund quasi nicht der Rede wert und könnte gar als Hohn verstanden werden, als weitere Zentrierung einer *weißen* Perspektive – was mein Unwohlsein wiederum verstärkt, denn das ist nicht meine Absicht. Die erste erschreckende Einsicht, dass meine Privilegien nur bestehen können, weil Andere Ausgrenzung und Benachteiligung erfahren, dass ich also Anteil an den diversen Ungleichheitsstrukturen habe, ist mir lebhaft in Erinnerung. Es macht unwohl, weil ich erstmal denke, ja eigentlich ›nichts falsch gemacht‹ zu haben und nur gute Absichten zu hegen. Es macht auch unwohl, weil es mir das Gefühl gibt, einer hinterlistigen Falscherzählung aufgesessen zu sein. Trotzdem fühlt es sich auch befreiend und richtig an, in diese Auseinandersetzung zu gehen.

Lass uns doch im Sinne feministischer Epistemologie noch einmal untersuchen, warum wir gelernt haben, was wir für wahr halten und was wir als Wissen anerkennen. Dabei können wir noch ein wenig mit diesem Kant'schen ›Wir‹ kritisch verweilen und es mithilfe von Sylvia Wynters Konzept des »Monohumanismus« (Wynter/McKittrick 2015) und Donna Haraways Ausdruck eines »skandalösen Dings namens weißes kapitalistisches Patriarchat« (Haraway 1995: 92) genauer betrachten. Katherine McKittrick beschreibt Wynters Konzept des Monohumanismus als einen hegemonialen

Raum, der von einer Logik durchdrungen ist, die ein Verständnis von Sein favorisiert und privilegiert, das durch westlich-bürgerliche Lehren konzeptualisiert und entlang dieser Vorstellungen praktiziert wird. Das Wort, die Idee, die Erkenntnis selbst wird darin disambiguiert, sprich vereindeutigt und seiner Mehrdeutigkeit beraubt (Wynner/McKittrick 2015: 9f).

So konstruiert sich stetig ein überrepräsentiertes Abbild von »Mann« (ebd.: 9ff., eigene Übersetzung), das auf *weißen*, kolonialen, heteropatriarchalen und kapitalistischen Strukturen aufbaut und damit systematisch jene menschlichen und nicht-menschlichen Spezies abwertet, die diesem Abbild nicht entsprechen. Monohumanismus meint demnach eine machtvolle Form von Wissensproduktion, eine materialisierte institutionalisierte Struktur, eine gelebte Realität, die systematisch die am stärksten Marginalisierten ausgrenzt. Grundideen von »meins« und »deins« beispielsweise, der Gedanke von »wir« und »die da« oder das Urteil von »besser« und »schlechter« verbleiben gemäß diesem Verständnis eben nicht in ihrer schlichten, binären Form, sondern erwachsen zu sehr mächtigen und ungleichen Gebilden.

Besonders tückisch ist, dass die sogenannten Vertreter [sic!] der Moderne es geschafft haben, Worte, Gedanken und Ideen von den jeweils Artikulierenden abzuspalten, das Gesagte also zum Gegenstand als solchem zu machen, der in den Augen aller derselbe bliebe. Denn einerseits wurde Erkenntnis neuerdings als vorgeblich neutrales, objektives Wissen verstanden, frei von subjektiven Trübungen. Damit erlangte dieses Wissen und seine Produzierenden eine ähnliche Deutungshoheit wie zuvor die Kirche, von deren Bevormundung man sich endlich befreien konnte. Andererseits wurde dieser neue Geist der Wahrheitsfindung auch dazu genutzt, um »die Anderen« am künstlichen Maßstab des *weißen*, heterosexuellen, gebildeten Mannes zu messen, abzuwerten, willkürlich zu beschreiben, und so in ein gewaltvolles System der Unterdrückung und → Herrschaft einzubinden. Da Erkenntnis nun aber vergegenständlicht war, also aus sich heraus bestehen durfte, etablierte sich dieses System als vermeintliche Wahrheit an sich, die um ihre Perspektivität und Partikularität beschnitten wurde.

Hier deutet sich an, wie Monohumanismus der jeweiligen Normgesellschaft, diesem Kant'schen »Wir«, das Privileg eröffnet, alltäglich unmarkiert und unpositioniert wissen, leben und praktizieren zu können. Ein Privileg, das es erlaubt, in der Masse nicht herauszustechen, da diese monohumanistisch, sprich normativ konstruierten Körper nicht als »unvollständig«, »fehlerhaft« oder »fremd« gelesen werden.

Somit ist Monohumanismus und das ihm zugrunde liegende Abbild des »Mannes« eine zentrale Kraft in der Herstellung von → Hegemonie, Herrschaft und unmarkiertem Wissen. Zugleich entbindet das Prinzip der Objektivität die unmarkierten Sprechorte ihrer Verantwortung für diese Epistemologie.

Doch allmählich erleben wir Auflösungserscheinungen in diesem Gefüge; es fallen die Groschen, dass Gedanken so nicht funktionieren, dass Wirklichkeit nicht einfach ist, dass wir überhaupt ein problematisches Verhältnis zum *Sein* haben – sowohl als Grammatik, als auch als Erfahrung.

Hier ist es hilfreich, Kapitalismus, Patriarchat, Moderne und Kolonialität sowie ihre trennende Wirkung zu verstehen. Es geht auch darum, die Vielfalt an Marginalisierungsformen bzw. Privilegien zu verstehen, und wie diese sich überlagern – hier sprechen wir von Intersektionalität (Crenshaw 2019). Es ist eine Folge dieser Systeme, die Patricia Hill Collins mit »Matrix der Vorherrschaft« (ebd.: 299, eigene Übersetzung) markiert, dass diejenigen, die auf der »falschen« Seite stehen, diese häufig als

schmerzliche Erfahrung zur Genüge kennen (und dazu keinen Abschluss in Soziologie oder Geschichte brauchen) und diejenigen, die durch solche Brüche privilegiert sind, diese übersehen, ausblenden oder (teilweise sehr aufwendig) umdeuten. Umso wichtiger ist es, dass wir eine Auseinandersetzung mit unserer Stellung in diesen Systemen kultivieren.

Katrin:

[Wirkung institutioneller Ökologien auf Sein]

Genau, denn auch die Produktion von wissenschaftlichem Wissen ist nicht frei davon! Akademisches Schreiben, Forschen und Lehren findet in einem universitären Umfeld statt, das oftmals zentral für die Aufrechterhaltung der Idee und der Materialisierung des Monohumanismus ist. Dabei werden Wissensproduktionen der Entkörperung, der Optimierung und Vereinheitlichung aufrechterhalten, die mit den erkenntnistheoretischen Werkzeugen Objektivität und Neutralität immer wieder zusammengeflochten werden. Denn Wissen, Körper und Dinge sind weder neutral noch objektiv, müssen diesem Anspruch jedoch immer wieder aufs Neue innerhalb akademischer Realitäten genügen. Der Energieverbrauch, der aufgewendet werden muss, um nicht zu empfinden, nicht zu fühlen, spricht nicht im Ganzen zu Sein, erfordert einen hohen Tribut.

Für die Politische Ökologie ist hier von besonderem Interesse, wie dieses Wissen und ihre Träger*innen Teil einer institutionellen Ökologie der Universitäten sind, zu der Schulen (Zugang zu Uni), Banken (Zugang zu Studienkrediten), Kohlekraftwerke (Heizung und Strom der Gebäude) und Schlachthöfe (Mensaessen) zählen, die zwar als eigene Entitäten angesehen werden, aber doch durch vielfältige Beziehungen ineinander verwoben sind. Das universitäre Gefüge im Speziellen, und das institutionelle im Allgemeinen, besteht dabei nicht nur aus Wissenschaftler*innen und Studierenden, sondern auch aus Sicherheitskräften, Mensamitarbeiter*innen, Reinigungskräften, Pflanzen, Viren, einer Sprache der Verdinglichung und Räumen voller Barrieren (Snaza/Singh 2021: 2). All diesen Materien werden, in einem Gefüge des Erkennens von Welt, Rollen des Seins zugeteilt, die durch die dynamische Wirkung intersektionaler Kategorien extreme Ungleichheiten ausbilden.

In dieser Ökologie versuchen feministische Epistemologien Wissen zu situieren. Also sichtbar zu machen, aus welchem Machtgefüge heraus Wissen artikuliert wird, um dabei auszuloten, wie Wissen gerechter, solidarischer und intersektional bewusster formuliert werden kann. Bekannt geworden sind diese Diskussionen unter dem Deckmantel der Standpunkttheorien und werden heute um den Terminus *Positionalität* erweitert. Michel, vielleicht können wir auf zwei Zugänge näher eingehen, für einen guten und profunden Überblick der Diskussion lohnt indes die Lektüre des »The Feminist Standpoint Theory Reader« (Harding 2004).

Michel:

[Marginalisierte Epistemologien]

Gerade hier lohnt es sich, bei der Auswahl der Lektüre auf Positionalität zu achten und Perspektiven kennenzulernen, die eben nicht mehrfach privilegierte Autor*innen sind. Auch hier können wir wieder von Patricia Hill Collins (2000: 206) lernen. Sie formuliert einen *black feminist standpoint*, in dessen Zentrum das Wissen Schwarzer Frauen

steht und deren Empowerment darin vorrangiges Ziel ist. Die Erfahrungen und das Wissen Schwarzer Frauen sind mitunter zentral, um die »Matrix der Vorherrschaft« (ebd.: 227) und die Hegemonie eines Monohumanismus zu verstehen, kritisierend aufzubrechen und zu dezentrieren.

bell hooks artikuliert ebenfalls die Wichtigkeit des Sichtbarmachens Schwarzer Positionen in der Wissensproduktion, welche nicht von Erfahrungswissen abgespaltet, sondern dadurch maßgeblich bereichert wird:

»Ich habe daran gearbeitet, die Art und Weise, wie ich spreche und schreibe, zu ändern, um in die Art und Weise des Erzählens einen Sinn für den Ort einzubauen, nicht nur dafür, wer ich in der Gegenwart bin, sondern woher ich komme, die vielen Stimmen in mir. Ich habe mich der Stille, der Unartikuliertheit gestellt. Wenn ich also sage, dass diese Worte aus dem Leiden heraus entstehen, beziehe ich mich auf diesen persönlichen Kampf, den Ort zu benennen, von dem aus ich zu Wort komme – den Raum meines Theoretisierens« (hooks 1989: 16, eigene Übersetzung).

Damit würdigt hooks die Ganzheitlichkeit ihres Schreibens, zu dem eben auch ihre spezifischen Erfahrungen von Schmerz und Auseinandersetzung gehören, Erfahrungen, die gewissermaßen sowohl spezifisch für bell hooks sind als auch spezifisch für ihre intersektionale Erfahrungswelt als Schwarze Frau. Es geht also immer auch um die Anerkennung der Spezifität von Perspektiven und um die Anerkennung der Asymmetrien, die zwischen verschiedenen sozialen Positionen bestehen.

Übersetzt auf unsere Positionen, stellen wir einmal mehr fest:

Es gibt ungeheuerliche Schief lagen in der Welt, in unserer beiden Erfahrungswelten und in der Glaubwürdigkeit unserer Gedanken und Worte. Es ist eben nicht egal, dass ich mit männlicher Sozialisierung schreibe, dass wir als *weiße* Personen schreiben, als bildungsbürgerliche Personen, als Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft und Prägung; als Menschen, die ein Vermächtnis beerben, mit dem sie sich unwohl fühlen und das ihnen doch zum Wohle ist. Wo wir stehen, ist nicht egal, was (bzw. dass!) wir schreiben, nicht neutral und dieser Text ist ein Versuch der Markierung und involviert ein Scheitern im selben Zuge. Wir können *Weißsein* und dessen vielfältige Mechanismen nur verstehen, wenn wir von marginalisierten Epistemologien lernen.

Katrin:

[Wissen situieren]

An dieser Stelle möchte ich mithilfe einer weiteren Standpunkttheorie vom »Wir« nochmal auf das »Ich« zu sprechen kommen, welches mich eingangs beschäftigt hat; hierzu eröffnet uns Donna Haraway einige spannende Gedanken. Denn wie diese Auseinandersetzung uns einmal mehr zeigt, ist »Ich« eigentlich nie richtig greifbar, es ist fragmentiert, es entsteht partiell im Austausch mit Gefährte*innen und gleicht einem Cyborg, wie Haraway (1985) schreibt.

Haraway schafft mit der Figur des Cyborgs eine radikale Infragestellung aller binären Grenzziehungen der westlich bürgerlichen Lehren, dessen was z.B. als Mensch und Technik gilt oder als Subjekt oder Objekt. Diese Figur hilft auch, die Grenze bzw. das Verhältnis zwischen Wissen und Produzent*in neu zu denken. Haraway war es auch, die mich das Situieren von Wissen gelehrt hat:

»Ich möchte die Körperlichkeit aller Vision hervorheben und auf diese Weise das sensorische System reformulieren, das zur Bezeichnung des Sprungs aus dem markierten Körper hinein in den erobernden Blick von nirgendwo benutzt worden ist. Dieser Blick schreibt sich auf mythische Weise in alle markierten Körper ein und verleiht der unmarkierten Kategorie die Macht zu sehen, ohne gesehen zu werden sowie zu repräsentieren und zugleich der Repräsentation zu entgehen. Dieser Blick bezeichnet die unmarkierte Position des Mannes und des Weißen, in feministischen Ohren ist dies einer der vielen häßlichen Anklänge [...] [des Wortes Objektivität, eigene Übersetzung]¹ in wissenschaftlichen und technologischen, spätindustriellen, militarisierten, rassistischen und von Männern dominierten Gesellschaften, genau hier, im Bauch des Monsters, in den USA Ende der achtziger Jahre. Mir würde eine Lehre verkörperter Objektivität zu sagen, die paradoxen und kritisch-feministischen Wissenschaftsprojekten Raum böte: Feministische Objektivität bedeutete dann ganz einfach situiertes Wissen« (Haraway 1995: 80).

Einer situierten Positionierung und Forschung ist es wichtig, gerade die eigene Position des forschenden, lehrenden oder studierenden Subjekts als niemals unschuldig offenzulegen, auch mit einer radikalen widerständigen Offenheit (hooks 1989) klarzumachen, woher die forschende Person (räumlich, historisch, theoretisch etc.) kommt und welche Interessen diese mit ihrer Arbeit verfolgt – kurz: Warum wird diese Forschung gemacht und wozu und vor allem wem dient sie? Wissenschaftler*innen treten als handelnde und wissensproduzierende Subjekte in Erscheinung, die an der Co-Konstruktion von Wissen im Forschungsprozess oder in der Lehre maßgeblich und machtvoll beteiligt sind. Die Stärke einer situierten Forschung liegt in der Möglichkeit begründet, Geschichten der eigenen Positionierung (AG KGGU 2018; Keding 2018: 2ff.; Singer 2019: 63ff.) zu erzählen und dafür eine ›response-ability‹ (Haraway 2018) zu entwickeln. Sie bietet eine Form von Befähigung an, für sich selbst und die eigene Forschung Position zu beziehen, Verantwortung dafür zu übernehmen und das Netz der Machtverhältnisse, in die sie verwoben sind, zu analysieren, zu dechiffrieren und aufzubrechen. Persönliche Lebens- und Forschungsgeschichten als besondere, einzigartige und oft minorisierte oder eben auch privilegierte Erfahrungen zu lesen und im akademischen Schreiben zu betonen, sensibilisiert gegenüber einer Totalisierung hegemonialer Erzählungen, eines alles erkennenden Blicks (Schmidt 2020: 71) und ist eine klare Absage an den einzig wahren Standpunkt zu forschen, zu lernen, zu lehren und zu sein. Dafür lohnt sich das Umpflügen des Standortes, an dem wir zu einer spezifischen Zeit, an einem spezifischen Ort stehen, allemal. So fällt, um in der Analogie zu bleiben, diese Arbeit bei mir auf fruchtbaren Boden. Denn wenngleich diese Arbeit des sich Positionierens immer auch diverse Formen des Unwohlseins auslöst, bin ich als Wissensproduzentin einem Erkenntnisinteresse verpflichtet, das jenseits von Objektivität und starrer Richtigkeit, ungleiche Machtverhältnisse kritisiert, analysiert und aufbricht. Ohne die Situierung meiner Erkenntnisse kann ich diesem Anspruch nicht genügen.

1 Anm.: die offizielle deutsche Übersetzung ist falsch, im Original heißt es »the word *Objectivity*« und nicht »world-objectivity«.

Literatur

- AG KGGU – Arbeitsgruppe »Kritische Geographien Globaler Ungleichheiten« (2018): »C/Artographies of Positionality. Or how we try to situate ourselves as a Working Group in Academia«, in: Kritische Karten Kollektiv (Hg.): This is not an Atlas. A Global Collection of Counter-Cartographies, Bielefeld: transcript, S. 294-299.
- Crenshaw, Kimberly (2019): »Das Zusammenwirken von Race und Gender ins Zentrum rücken. Eine Schwarze feministische Kritik des Antidiskriminierungsdogmas, der feministischen Theorie und antirassistischer Politiken (1989)«, in: Natasha A. Kelly, Natasha (Hg.): Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte, Münster: Unrast, S. 145-187.
- Facio, Elisa/Lara, Irene (Hg.) (2014): *Fleshing the Spirit. Spirituality and Activism in Chicana, Latina, and Indigenous Women's Lives*, Tucson: The University of Arizona Press.
- Haraway, Donna (1985): »Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s«, in: *Socialist Review*, 80. Jg., S. 65-108.
- Haraway, Donna (1995): »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«, in: Donna Haraway (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 73-97.
- Haraway, Donna (2018): *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Harding, Sandra (Hg.) (2004): *The Feminist Standpoint Theory Reader. Intellectual and Political Controversies*, New York/London: Routledge.
- Hill Collins, Patricia (2000): *Black Feminist Thought. Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment*, New York/London: Routledge.
- hooks, bell (1989): »Choosing the Margin as a Space of Radical Openness«, in: *Framework: The Journal of Cinema and Media*, Nr. 36, S. 15-23.
- Keding, Michel (2018): *Selbstverständnisse im Spiegel kolonial-missionarischer Narrative. Identitätskonstruktionen weißer Farmer*innen in Südafrika*. Unveröffentlichte Bachelorarbeit, Hamburg.
- Schmidt, Katharina (2020): »A visual reminder on positionality and the limits of reflection«, <https://ak-feministische-geographien.org/rundmail/> (Zugriff: 12.05.2022).
- Singer, Katrin (2019): »Confluencing Worlds. Skizzen zur Kolonialität von Kindheit, Natur und Forschung im Callejón de Huaylas, Peru«, <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/bitstream/ediss/6315/1/Dissertation.pdf> (Zugriff: 12.05.2022).
- Singer, Mona (2008): »Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven«, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 285-294.
- Snaza, Nathan/Singh, Julietta (2021): »Introduction. Dehumanist Education and the Colonial University«, in: *Social Text* 146, 39. Jg., Nr. 1, S. 1-19.
- Wynter, Sylvia/McKittrick, Katherine (2015): »Unparalleled Catastrophe for Our Species? Or, to Give Humanness a Different Future: Conversations«, in: Katherine McKittrick/Sylvia Wynter (Hg.): *Sylvia Wynter. On Being Human as Praxis*, Durham: Duke University Press, S. 9-89.

